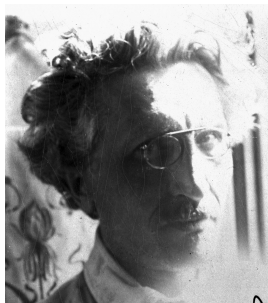


# JOSEF VÁCHAL

---

## Ein Maler an der Front

*Erstdr. 1929  
(Auszug)*



JOSEF VÁCHAL

Geb. 1884 in Milawetsch bei Taus, gest. 1969 in Studňany

Der uneheliche Sohn von Josef Aleš (1862–1927), einem Lehrer, verbrachte die Kindheit bei den Großeltern väterlicherseits in Pisek. Sein Vater war der Cousin des berühmten Malers Mikoláš Aleš (1852–1913) und machte sich einen Namen als Pionier des Skisports. 1898 ging Váchal nach Prag, wo er bis 1902 eine Buchbinderlehre absolvierte und sich anschließend in privaten Malschulen zum Maler und Graphiker ausbildete. Unter dem Einfluß seines Vaters begann er sich für Esoterik und Okkultismus zu interessieren und trat 1903 der Prager Theosophischen Gesellschaft bei, verkehrte aber auch mit der sog. Anarchoboheme. 1910 bis 1912 schloß er sich der postsymbolistischen Künstlergruppe „Sursum“ an. Kurze Zeit wendete er sich dem Katholizismus zu und kam mit Jakub Deml in Kontakt, dessen Erzählung „Hrad smrti“ (1912) er illustrierte. Váchals umfangreiches und vielfältiges bildnerisches Werk formte sich unter dem Einfluß des Symbolismus und Expressionismus. Besondere Meisterschaft entwickelte er im Farbholzschnitt und als Buchkünstler. Von seinen eigenen literarischen Werken, die er mit selbst gegossenen oder geschnitzten Lettern setzte, druckte, mit Holzstichen illustrierte und oft auch band, wurden „*Ďáblova zahrádka aneb Přírodopis strašidel*“ (Garten des Teufels oder Naturgeschichte der Gespenster) und der „*Krvavý román*“ (Blutroman), die Travestie eines Gruselromans, beide 1924, am bekanntesten. Obwohl Váchal internationale Anerkennung genoß, war sein Werk während des Kommunismus, mit Ausnahme der Zeit des Prager Frühlings, in seiner Heimat verboten. Seine Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg, aus dem er 1918 als überzeugter Antimilitarist nach Prag heimgekehrt war, erschienen mit dem Titel „*Malíř na frontě*“ (Ein Maler an der Front) 1929 als Privatdruck in Prag. In Wien hielt sich Váchal im Jänner und Februar 1917 auf.

## BEI DEN KANONIEREN IN WIEN

(Auszug)

Am 19. Jänner reisten 270 angehende Artilleristen aus Rumburg nach Wien ab – eine Fahrt über alle möglichen Bahnstrecken, die ziemlich lange dauern sollte. Wir fuhren in Viehwaggons zu je 33 Mann. Es wurde geradezu grimmig geheizt, mit bei diversen Zugaufenthalten gestohlener Kohle. Zu Mittag „menagierten“ wir in Jung-Bunzlau, um ein Uhr nachts „jausneten“ wir in Kolin Tee und Wurst, „zum Nachtmahl“ aßen wir um 12 Uhr mittags in Hruschowan wieder Wurst, ein Achtelkilo Brot und Kaffee. Nach drei Uhr nachmittags näherten wir uns Wien und schauderten dabei über die ausgedehnten Krankenbaracken, an denen wir vorüberkamen. Wir bestaunten das herrliche Grün der Donau; es mangelte aber nicht an Stimmen einfacher Gemüter, daß dieses Grün wahrscheinlich nur den Abwässern von Fabriken entstamme. Schon bei Dunkelheit trafen wir am Westbahnhof ein; jeder von uns wurde dort mit vier Schnitten hervorragenden Brotes, Tee und Zigaretten, soviel er wollte, bewirtet. Die Verteilung nahmen Damen und Jünglinge offensichtlich semitischer Abstammung vor; wohlthätige Damen, später so oft im „Buriantheater“ oder im „Adria“ karikiert.

Wir mußten dem Monarchen kein Hoch! und dem wackeren Heer kein Heil! ausbringen; man las uns Loyalität und Dankbarkeit von den Augen ab. Schließlich fütterten sie ja Vieh vor der Schlachtung; jene, die sich beim Einzug in Wien „Ave Caesar, morituri ...“ gedacht hatten, waren sicher in der Minderheit gewesen. Die Mehrheit – frisches tschechisches Fleisch zum Ausschlachten! – Es folgte ein triumphaler Marsch tschechischen Blutes durch Wien, sogar durch die Hauptstraßen. Die beleuchteten Straßenzüge und die großen Gebäude beeindruckten mich gewaltig; ich fand, daß Prag im Vergleich zu Wien ein bloßes Dorf sei. Etwa gegen elf Uhr trafen wir in den Kasernen im XIII. Bezirk ein, sehr weiträumigen Kasernen, wo wir in einem Speisesaal eine anständige Portion großer Graupen und ein Stück Wurst, sicherlich Pferdewurst, zum Nacht-

mahl aßen; nachdem damit unsere Mägen befriedigt waren, schliefen wir ausgezeichnet.

Am nächsten Tag lernte ich bei schrecklichem Frost zwischen Baracken, von denen Meter hohe Eiszapfen hingen, B. kennen, der später, wie wir aus der Zeitung erfuhren, irgendeines Kornwuchers wegen strafweise abgeführt wurde und der eine Reihe meiner Kameraden in Zivil kannte. Er war im großen und ganzen ein guter Mann, dieser Jude, und brachte es später zu einer wichtigen Position bei unserer Batterie; er arbeitete dort in der Kanzlei und zensurierte die Briefe. Seinem Wohlwollen verdanke ich es, daß alle meine rappeligen und stark nach Hochverrat riechenden Briefe von der Front immer korrekt bei den Adressaten ankamen. – Noch am gleichen Tag streiften sie uns die alte Montur ab und gaben uns eine hübsche neue. Wieder war es irgendein Jude, Carmin, mit dem zusammen ich die der Mannschaft abgenommenen Rumburger Uniformen übernahm; ich meldete die Anzahl der abgegebenen Stücke und er registrierte sie. Später zu Mittag, als alle fortgegangen waren, fiel uns ein, die Taschen der abgeführten Mäntel, Röcke und Hosen zu visitieren. Unglaublich, was sich alles darin fand, was aus Vergeßlichkeit der Soldaten darin zurückgeblieben war: ungefähr drei lederne Tabaksbeutel, ein paar Taschenmesser und rund 1 Krone 16 Heller Kleingeld an Barschaft. Da niemand sich zu diesem Reichtum bekannte, requirierten wir alles zu ungeteilter Hand.

Am Nachmittag brachte man uns in den Prater, wo es wie in Prag nach Ausstellungsschluß aussah, und quartierte uns in irgendeinem Holzpavillon eines Vergnügungsbetriebes ein, der dem Wiener Stadtrat Gustav Schäfer gehörte, einem Christsozialen, der uns später auch den reinsten Hundefraß kochte, allerlei klein gehackte Muscheln in Form von Leberwürsten. Den deutschen Fliegern neben uns tischte er natürlich Fleisch auf. Unser neues Domizil in der Nähe des berühmten Riesenrades zeichnete sich aus durch kolossale Luftigkeit und die Möglichkeit, daß die Wärme durch eine Menge Glastüren, Fenster und Löcher entweichen konnte; sich aus dem Staub zu machen und wann auch immer zu verduften, ging sehr leicht. – Die Stimmung unter den Rumburger Zugewanderten war unterschiedlich und sehr wechselnd je nach den sich ändernden Gerüchten, ob wir nämlich ins Arsenal zur Ausbildung kommen würden, was einen längeren Aufenthalt in Wien versprach, oder ob wir dort nur neue Kanonen fassen würden, und es direkt irgendwohin nach Görz ginge. – [...]

Meine neue Adresse lautete jetzt: *Kanonier Váchal, k. k. Land. Res. Kanonen Reg. 3, Batt. 3 (derzeit bei der Umbewaffnungsgruppe Major Knispel, Wien X, Arsenal, Objekt III.)*. Wie daraus zu ersehen ist, ein recht erhebender und bei den einfachen Landwehrlern Respekt erregender Titel! – Unter dem Einfluß von Lektüre hatte ich mir das Arsenal ein wenig anders vorgestellt, als es in Wirklichkeit war, nämlich ein Magazin für verschiedenstes Material. Man konnte in den Höfen gut fünfhundert Schritt rund um drei Meter hohe Trümmerhaufen zerschlagener, aus allen Himmelsrichtungen der Monarchie herbeigeschaffter Glocken herumspazieren; es lagen hier kleine Splitter bis zu Stücken, so groß wie der Rumpf eines Menschen, in allen möglichen Farben und Metalllegierungen von so perfekter Mischung, wie sie neuen Gießereien vielfach nie mehr gelingen wird. Weil mich das Rufen von den Minaretten immer mehr ergreift als die Stimme der Glocken aus unseren Kirchen, blieb ich dem Schicksal der Glocken gegenüber ziemlich kalt. – Was wir in Wien alles getan haben? Vor allem: die Montur gewechselt. Jene erste, nach der Ankunft in Wien gewonnene, streiften sie uns gleich am dritten Tag ab wie einem Säugling die Windeln; dafür erhielten wir eine schöne neue, grüne, und dazu einen Kanoniershirschfänger an die Hüfte. Als wir dieses Gewand durch Im-Stroh-Liegen gründlich besudelt hatten, faßten wir eine andere, gebrauchte, Uniform aus; da nicht einmal diese unseren Führern genehm war, geleiteten sie uns einzeln irgendwohin in bizarr gebaute Kommißgebäude, wo sie uns, die wir uns auf der Pawlatsche drängelten, einzelne Uniformteile durchs Fenster zuwarfen. Meine Klamotten mußte wirklich irgendein schadenfroher Teufel persönlich ausgesucht haben, sicher zu meinem Gaudium, denn früher hatte sie irgendein Geck von der Armee getragen; der Mantel hatte einen seltsamen Schnitt, und seine Farbe war etwas zwischen Grasgrün und Strohgelb. Die Mützen hingegen waren eine Zeitlang ohne Schild, weil die Putzsucht der Mannschaft keine Grenzen kannte und natürlich die Herren vom Militär ärgerte, die einschritten. Ich war also zur Freude der Soldaten und vor allem der Zivilisten ausgesucht ausgemustert: ein echter Trainsoldat in einem Jugendstilmantel, einem richtigen kurzen und zehn Zentimeter über den Knien endenden Paletot, mit einem Zwicker auf der Nase! Erst später, kurz vor dem Abmarsch aus Wien, kleideten sie uns in ordentliche Feldmontur. [...]

Eines Tages, wir waren definitiv in ein Regiment zusammengetrieben worden, rief man uns in die Kanzlei, einen schön nach dem anderen. An einem Tisch die Schreiber und ein Wiener Feldwebel, der die Vernehmung führt. Er verhört auf deutsch; was sind Sie in Zivil, fragt er mich. Ich antworte: *Bildermaler*. Der Feldwebel: *Was, Zimmermaler?* Ich: *Nein, Bildermaler!* Donner und Blitz, brauste der Feldwebel auf, ich kenn' nur Zimmer- und Schriftenmaler, noch einmal, was sind Sie in Zivil? Ich wiederhole ihm abermals, daß ich Bilder male, daß ich akademischer Maler bin. „Kruzifix“, brüllt der Kapo fuchsteufelswild, „das hat's hier noch nicht gegeben! Hier gilt keine *Akademie*, Sie werden mir doch nicht behaupten wollen, daß *Sie Bilder malen!*“ Ich streite weiter mit dem Burschen herum, weil ich nicht den ganzen Ruhm daheim lassen will; durch den Lärm angelockt, kam ein Offizier aus dem Nebenzimmer. Der Feldwebel erklärt ihm alles und regt sich auf, auch ich gebe Erklärungen ab. Es stellen sich noch andere Offiziere ein, Deutsche, sie führen mich nach nebenan ab. Dort ein Verhör. Einer von ihnen kennt dem Namen und auch den Arbeiten nach Kalvoda, Bílek und andere tschechische bildende Künstler; ich habe den Verdacht, daß er ein Tscheche ist, sich aber nicht zu seiner Nationalität bekennt. Er spricht sehr nett mit mir. Dann holt er von dem Feldwebel die Bögen und trägt dort ein, daß ich einer der Munitionskolonnen zugeteilt bin. „Das ist das beste, was ich für Sie tun kann“, sagt er mir. – Noch am gleichen Tag, bei herrlichem Sonnenschein, der Befehl: Feldausstattung auffassen! – Auf dem Rasen, hübsch ausgebreitet, die Haufen einer traurigen Bescherung: Zelte, Decken, Schafspelze, Handschuhe etc. Und darunter vor allem das traurigste Memento: ein Verbandspäckchen und die „Leichenkapsel“. (Die Legitimationskarte in einer kleinen Blechkapsel.) Wir tragen jeder unseren Schatz in unsere Spelunken; die mutigeren, die eine Visitation nicht scheuen, besprechen miteinander, wo man etwas von dieser Bescherung bereits in Wien veräußern kann. [...]

Unter Tschechen verschlug es uns in Wien nur einmal, und das in den Budweiser Bierkeller im II. Bezirk in der Fahrgasse. Außerdem gingen wir mit Česal ins Dianabad baden, damit sich in dieser eleganten Badeanstalt der Schmutz der Wiener auch mit böhmischem Schmutz vermische; desgleichen verabsäumten wir es nicht, ein wenig Odeur aus den Ställen (die ich überaus häufig mit Besen eigener Erzeugung aufkehrte, so daß meine Hände voller Blasen waren) unter das Parfum der Wienerinnen in den Rathauskeller zu



*Das Arsenal in Wien (1895)*

*Offiziere der K.u.K. Armee  
im Arsenal (1914)*



tragen. Nur von Museen und Gemäldegalerien hielt ich mich fern, dem Sprichwort Genüge tuend, daß im Krieg die Musen schweigen. Und vielleicht war das gut so.

Das Innere des Arsenal kam mir immer wie ein Ausschnitt aus einer monumentalen Radierung von Brangwyn vor, nur daß alle auf diesen radierten Szenerien dargestellte Belebtheit und Bewegung, an diesem Ort hier erblickt zu einer toten Wirklichkeit verblühten, denn das Arsenal war ein offenes, die Überreste von Leichen bloßlegendes Grab. Millionen von alten, rostigen Gewehrläufen, von Schrapnell- und Granatzündern, Überreste von Kanonen, Lafetten, Räder und Wagen warteten hier auf ihre Wiederverkörperung in neuer Form. Dazwischen unüberschaubare Vorräte an herrlichem Holz und Metallteilen, großartige Verlobungen von Neuem mit dem Schmutz beschädigten Materials. An dem allen vorbei eilen Tausende Männer und Frauen, mit Namensschildern an der Brust, sie gehen durch Höfe und Gäßchen, durch die auch ganze Züge auf Geleisen und eine Menge Autos fahren. In einer Ecke liegt ein totes Pferd, das sich durch die Arbeit hier zu Tode geschunden hat; vielleicht wird wenigstens seine Haut wieder hierher zurückkehren, wo riesige Berge von Leder die finsternen Treppenhäuser füllen, in denen Frauen registrieren, sortieren und schichten; für wie viele Jahre würden diese Tierhäute Bat'a reichen? Der Geruch von Juchentstiefeln, Schuhwischse, verschiedenen Stoffen, Eisen und Metallen, daß einem schwindelt. Dieser Basar, diese aus langen Jahren resultierenden Produkte von Maschinen, Händen und Leben kommen mir gewaltig vor, ebenso wie die riesigen Portionen Selchfleisch unten in der Kantine, die um eine Krone verkauft werden! Welche Erquickung für den Gaumen nach den in Leberwürste gefüllten, klein gehackten Miesmuscheln und dem Szegediner Gulasch, die Portion zu 2 K 60 H! – Das Betreten und Verlassen des Arsenal gehen mit beträchtlichen Zeremonien vor sich, dafür können jene, die ins Innere der Höfe eindringen, sich hier auf verschiedene Art und Weise verdrücken, verlieren oder nach Belieben herumlungern. An einigen Kreuzungen herrscht das reinste Chaos. Ich hatte an einem einzigen Tag riesiges Pech: Ein Pferd trat mir ordentlich auf ein Hühnerauge und kurz darauf drückte ein anderes Pferd mit seinem Schenkel meine Brust gegen einen Wagen. Am Nachmittag des gleichen Tages schleuderte mich eine Wagendeichsel in hohem Bogen über ein Barrel Petroleum, und am Abend verlor ich in der Ubikation im Stroh meinen Zwicker, dessen

Auffindung durch einen Kollegen mich zwei Kronen österreichischer Währung kostete.

Dem Prater waren wir Anfang Februar entronnen. Zwei Stunden dauerte damals unser Marsch durch die kotigen Straßen nach Favoriten, X. Bezirk; unter der Last von Rucksäcken, Karabinern und Kriegsausstattung trafen wir sehr erschöpft vor Ort ein. Gegen unseren Gartenpavillon, den wir gerade verlassen hatten, muteten uns die Baracken der Artilleristen geradezu göttlich schön an; besonders überraschte uns die Sauberkeit um sie herum und in ihrem Inneren. Man hatte uns in ein ehemaliges, vom Kriegsbeginn stammendes Krankenhaus einquartiert; wir schliefen in ordentlichen Eisenbetten und zu unserem vollkommenen Glück gab es hier auch





Waschräume. Meine Freude wurde durch mehrere „Wertsendungen“ gesteigert; ich lebte gleich auf und fühlte mich wieder gesund, fröhlich und stark, nachdem ich mich ordentlich satt gegessen hatte. Noch am gleichen Tag hallte der Saal vom Rufen meines Namens und von Geschrei wider: *Móla, wo ist Móla?* Weil ich den Wiener Dialekt nicht verstand, schimpfte ich den nach mir Rufenden tüchtig aus, daß ich kein Blödian, keine „moula“ sei; bis ich herausfand, daß sie mich, den Maler, gerufen hatten, weil ich einige „Kopfzettel“ schreiben sollte.

Am nächsten Tag hatten wir frei, wir benutzten die freie Zeit zu einem Feldzug gegen alles, mit dem viele hier zum ersten Mal Bekanntschaft gemacht hatten. Das Hospiz duftete nach Pulver und



*J. Váchal,  
Holzschnitte aus  
der tschechischen  
Erstausgabe des  
Buches  
„Ein Maler an der  
Front“, Prag 1929  
(Reprint, Verlag  
Paseka, Prag 1996)*

Salbe gegen Parasiten, und auch nach eingebrannter Sellerie, die man in der Kantine in ausreichender Menge kaufen konnte. Am Samstag nahmen wir ein Bad, ergingen uns ein wenig auf dem Exerzierplatz, wo ein paar krepierete Krähen lagen, wohl zur abergläubischen Deutung einiger simpler Gemüter.

Am Montag befanden die Chargen, daß nur wenige von uns ein Gewehr in den Händen gehabt hatten, wenigstens wollte niemand es zugeben, daß er exerzieren konnte, also wurde eine kurze Übung angeordnet, die jedoch von keinem der Auszubildner und Exerzierenden ernst genommen wurde. Nach der Menage trat ich vor die Kaserne, und als ich vor dem Tor stand, belauschte ich einen Kanonier, der den Beweis führte, daß er auf Grund seines Bandwurms vom Militär heimkommen müßte; durch dieses Zuhören versäumte ich es, ins Quartier zurückzukehren, das bereits alle verlassen hatten. Und dadurch fiel einem Kapo aus einem anderen Kanonierskommando ein hier auf dem Hof herumlungender Kanonier auf, und er las meine Wenigkeit auf, der er befahl, mit ihm nach St. Marx Stroh und Heu fassen zu fahren. Gott mußte mich damals geliebt haben, denn ich entging dadurch einer großen Unannehmlichkeit, da unsere ganze Munitionskolonne, egal ob in ihr Schuster, Schreiber oder Viehtreiber waren, sich unterdessen in andere Regionen Wiens zum Fassen von Pferden und Mauleseln begab. Bei meiner Rückkehr aus St. Marx, schön auf einer Heufuhre sitzend und wie Schwejk in aller Ruhe eine Gipspfeife rauchend, begegnete ich ihrem Galamarsch durch Wien mit sich sträubenden Vierbeinern. Später fuhr ich mit einigen unserer Trainsoldaten noch mehrmals um „Futter“. Was in Prag keinen Anklang fand, war in Wien Befehl, nämlich mit ohrenbetäubendem Wagengerassel wild und schnell durch die Gassen zu rasen. Ja, mehrere Male hielt ich sogar selbst die Zügel, beim ersten Mal durch die Zuvorkommenheit eines gewissen Dragoun aus Alt-Knin, ohne daß es zu einem Unglück gekommen wäre. – Am nächsten Tag, bei schönem Sonnenschein, kam der Befehl, die Pferde aus den Ställen zu holen und sie auf dem Exerzierplatz herumzuführen, und auch mir wurde die Ehre zuteil, ein Pferdchen hübsch am Zügel zu nehmen und mit ihm in einer Reihe hinter den anderen rund um den Exerzierplatz zu spazieren; bei jeder Bewegung meines Zöglings starb ich vor Angst. [...]

Bis Ende Februar gab es keinen Tag, an dem wir für unsere Munitionskolonne nicht irgendwohin etwas fassen führen. Schön

waren diese Fahrten durch Wien! Später kutscherte ich öfter allein herum, unterwegs mit Štěpnička, neben dem ich immer meinen Schlafplatz hatte; sofern ich allerdings nicht in der Nacht bei den Wagen Wache schob. – Abermals schlugen der Winter und neue Fröste bis 15 Grad unter Null zu. In den Zinshäusern hinter der Kaserne war die ganze Nacht eine Menge Fenster erleuchtet; bei der Beleuchtung sparten die Wiener nicht. Ich besuchte zur Abwechslung das „Garnissonspital“, um meine Augen prüfen zu lassen; die Kolonne hatte zwar einen Betrag für den Kauf einer Brille bewilligt, aber das Geld teilten sie sich woanders auf, meine Sehkraft erhöhte man nicht mit neuen Gläsern. Die zweite Kolonne, bei der ich war, faßte nur Proviant, Munition besorgte die erste Kolonne. Ich lernte wenigstens, Plachen über die Wagen zu ziehen, wobei ich zwei Felgen zerbrach; wer sie bezahlt hat, weiß ich nicht. Bei uns wurde nur mit Heu- und Strohhallen gekämpft und – mit Besen. Einmal schleppte ich säuberlich gezählte zweihundert Schritt weit fünfundsechzig Kilo Stiefel in einer Zeltdecke; wie lange, weiß ich nicht mehr, aber es ging, weil die Hungerzeit etwas nachgelassen hatte. Anfang März drückte die über unseren Köpfen schwebende Stunde der Abreise auf unser aller Inneres, von Tschechen und Deutschen, die beim Singen und Spielen verschiedener Musikinstrumente in Sentimentalität verfielen; der damals in Wien sehr beliebte „Herkulesbad“-Walzer erfüllte unsere Ohren mit seinen Melodien. Die Deutschen waren geselliger miteinander, und das gegenseitige Duzen klang bei ihnen herzlicher als bei den Tschechen, die sich ihrem Temperament entsprechend mehr oder weniger auf eigene Faust und in der ihnen eigenen Art von Herzensverschlossenheit in die unbekannte Zukunft versenkten.

Die letzten Vorräte beschafft, eine Art Generalparade von Wagen, Pferden und Menschen, ein Defilee der „Todgeweihten“, und man verließ Wien. Die Artillerie war einen Tag vor uns abgefahren. Die Reise war lang, mit vielen Aufenthalten; sie führte nach Tavis.

In Kleinreifling teilten sie Kaffee und Wurst an uns aus, in Selzthal eine ausgezeichnete Suppe mit Graupen und Fleisch und in St. Michael um neun Uhr abends wieder Kaffee und Wurst; Brot erhielten wir nie.